

Statt einer Vorlesungsankündigung wieder nur ein Brief - diesmal aber ein Osterbrief

Liebe LeserInnen

Zwar kann ich Ihnen für das kommende Sommer-Semester immer noch nicht den endlichen Beginn der schon zweimal verschobenen Habermas-Vorlesung ankündigen; doch möchte ich diese traurige Mitteilung dazu nutzen, Ihnen wenigstens herzliche Ostergrüße in Form eines sogenannten Osterbriefes zu senden; denn den wird das lästige Virus nicht infizieren können, wie der seinerzeitig erfolgreich an Sie versandte Weihnachtsbrief ja bewiesen hat. Ich danke dem Krefelder Organisationsteam (Dr. Paniczek, Lenzen, Kruszona) dafür, dass es wieder die Verteilung dieses Briefes übernommen hat.

Wie Weihnachten für den Weihnachtsbrief nicht nur Anlass, sondern primäres Thema war, so soll auch Ostern für diesen Osterbrief nicht nur eine geeignete Gelegenheit der Kontaktaufnahme bieten, sondern zum Gegenstand einiger Überlegungen über Ostern anregen. Das freilich in einem Stil, der durchaus auch unterhaltsame und persönlich-private Passagen enthalten darf, wie es bei Briefkommunikation erlaubt ist. Natürlich kann das Osterfest emotional mit dem „holden Knaben im lockigen Haar“ nicht konkurrieren, mag Ostern auch Weihnachten kognitiv bzw. spirituell in den Schatten stellen. Denn was ist schon eine Krippe im Stall (selbst mit einer lesenden Wöchnerin) gegen eine von Könnern inszenierte Osternachtliturgie, die mehrstündig ein großartiges Erlösungsnarrativ nachzuerzählen versucht, das Jahrtausende umfasst: Es reicht vom Auszug der Israeliten aus dem Sklavenhaus Ägypten bis zu Augustins gewagtem Paradox einer „felix culpa“, also einer Schuld, die zwar mit dem Paradiesverlust bestraft wurde, aber zugleich beglückend ist, weil sie einen Erlöser nötig machte, der sich am Kreuz für die Rettung des Menschen zu opfern bereit war. Oder wer kann sich schon vorstellen, dass alle monotheistischen Religionen einmal Weihnachten am gleichen Tage feiern würden, was Ostern 2025 durchaus gelingen könnte, wie ich kürzlich mit Erstaunen gelesen habe. Dennoch bleibe ich dabei: Ostern ist sinnlich defizitär und bleibt deshalb schwer zu vermitteln, es wird darin nur noch vom Pfingstfest übertroffen.

Um dieses Defizit ein wenig zu kompensieren, will ich Ihnen einen Vorschlag machen, der den zusätzlichen Vorteil bietet, mit weit weniger Aufwand auszukommen, als ihn die Osternachtliturgie verlangt. Ich möchte Sie nämlich zu einem virtuellen Spaziergang einladen—Sie ahnen sicher schon, dass es sich dabei um einen ganz besonderen Spaziergang handeln muss; ich werde Sie Ostern doch nicht in den Hardter Wald oder den Stadtwald einladen wollen, so reizvoll diese nahen Lokalitäten auch sein mögen. Ich würde Sie ja auch nicht zu einem Osterspaziergang in meine Geburtsstadt Warburg einladen, obwohl ich das sehr gern tun würde, weil Warburg nicht nur zu den schönsten ostwestfälischen Städten zählt, sondern immer noch Erinnerungen in mir weckt, die mit Ostern, sogar mit einem Osterspaziergang, zu tun haben. Der fand nämlich jedes Jahr am Ostermontag statt und zwar in der spezifischen Form einer sogenannten Emmaus-Prozession- als Erinnerung an den Emmaus-Weg, von dem im Lukas-Evangelium (und nur dort) die Rede ist (14.13ff.). Mit dieser Erinnerungsprozession wurde in meiner Geburtsstadt die jährliche Prozessionssaison eröffnet, die zu allen wichtigen Plätzen in der Stadt und Umgebung führte und mir so meine Heimat und ihre Bewohner— die natürlich (fast) alle an diesen vielen und z.T. stundenlangen

Prozessionen teilnahmen- nahe brachte, und mir beispielhaft erfahrbar machte: Religion ist primär kein abstraktes dogmatisches Lehrsystem, sondern praktisch geteilte Lebenswelt. Diese Tradition hat leider kein dauerndes Interesse gefunden, weshalb sie nur noch in meinem Kopf weiter lebt. Und doch ist sie sogar geschlechtspolitisch durchaus informativ, was ich aber erst viel später kapiert habe: Der Weg der beiden namenlosen Jünger von Jerusalem nach Emmaus holte nämlich endlich eine längst fällige Begegnung der Jünger mit dem Auferstandenen nach, der erstaunlicherweise zunächst nur Frauen erschien. _Denken Sie etwa an die schöne Szene , in der Jesus Maria von Magdala trifft, die ihn zunächst für den Gärtner hält und ihn erst an dem Tonfall erkennt, in dem er ihren Namen ausspricht (Joh.-Evang. 20,11ff). Für AnhängerInnen der heutigen „Maria 2.0“- Bewegung wäre diese kühne Begegnungspriorisierung natürlich überhaupt nicht überraschend gewesen.

Genug der privaten Erinnerungslust, die literarisch folgenlos geblieben ist im Unterschied zu dem Osterspaziergang, zu dem ich Sie eigentlich einladen wollte und auf den Sie wohl längst warten. Natürlich meine ich den berühmten Osterspaziergang, den Goethe seinen Faust im gleichnamigen und bekanntesten seiner Dramen machen lässt. Diesen Spaziergang kann man übrigens auch bei jeder Wetterlage nachgehen, sogar wenn es Ostern mal schneien sollte und eine Weihnachtsstimmung sich übermächtig vordrängeln will.

Bevor das passiert, gehen Sie bitte schnell an Ihr Bücherregal und holen den „Faust“– falls Sie ihn-(ich wage es nicht zu denken) nicht besitzen sollten oder nur nicht schnell genug finden können (wegen Ihrer vielen Bücher!!) – dann nutzen Sie eben das Internet und laden sich den Goethe-Text in Ihr Zimmer runter (Suchbegriffe:Goethe/Faust/Osterspaziergang) und suchen den berühmten Eingangssatz (der Ihnen aus der Schulzeit oder bildungsbürgerlicher Zitatzpflichtigkeit vielleicht noch vertraut ist): „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche/ durch des Frühlings holden, belebenden Blick...“ (er steht im ersten Teil des „Faust“, Kap. „Vor dem Tor“).

Einen intelligenteren Schüler als den tumben Schüler Wagner hatte Goethes Faust freilich nicht; dessen geschwätziges Getue muss er leider bis „vor das Tor“ ertragen,- wohl dem, der auf solche Schüler oder Studenten aus finanziellen Gründen nicht angewiesen ist. Während Wagner sich auf dem Dorfplatz natürlich ziert, vermag Faust in des „Dorfs Getümmel des Volkes wahren Himmel“ zu entdecken. Hier, wo „zufrieden jauchzet groß und klein“, fällt daher das berühmte, heute freilich vielfach von der Werbung verhunzte Zitat: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich´s sein!“ (z.B. DM: ...hier kauf ich ein). Dagegen hat Wagner nur einen Blick für die devote, fast religiös gestimmte Verehrung, mit der die Leute den großen „Herrn Doktor“(!) begrüßen und feiern, der sich zwanglos unter sie mischt und mit ihnen anzustoßen sich nicht zu fein ist. Auch von den „zwei Seelen“, die Faust in sich spürt, weiß Wagner so wenig wie die Leute etwas von dem „Meer des Irrtums“ ahnen, aus dem „aufzutauchen“ nach Fausts Urteil auch für „Doktoren“ seines Niveaus bloße Hoffnung bleibt. Sie, die biedereren Bauernsleut, bewundern dagegen Faust als Sohn eines Vaters, der erfolgreich „die Seuche“ bekämpfte und seinen Sohn dabei nicht schonte, sondern „harten Proben“ unterwarf, die er gottlob „bestand“, weil – so ihr schöner Glaube – „dem Helfer der Helfer droben(!) half“. Faust widerspricht diesem tröstlichen Glauben an einen himmlischen Helfer, den er selbst nicht mehr teilt, dennoch nicht respektlos; er reformuliert ihn nur so mit eigenen Worten, dass auch für seine Zweifel in ihm noch Raum bleibt: „Vor jenem droben steht gebückt(!)/der Helfen lehrt und Hilfe schickt“.

Das verräterische „gebückt“ beschreibt schwerlich eine glaubensgewisse Haltung seines Sprechers, der ungeschützt auch eine ganz andere Sprache zu sprechen wagt, wenn er etwa gegenüber Wagner schonungslos bekennt, „wie wenig Vater und Sohn/solch eines Ruhms wert gewesen“ seien, wie er bei den Bauernsleuten immer noch gilt und Wagner immer noch mit Stolz auf seinen Lehrer erfüllt. Faust wagt sogar den ungeheuerlichen Vorwurf gegen solches naive Bewundern, wenn er rückblickend die eigene Inkompetenz bei der Seuchenbekämpfung beklagt, die schlimmer noch als die Pest selbst gewesen sei, der sie hilflos gegenüber standen: „Der Menge Beifall tönt mir nun wie Hohn: Ich habe selbst das Gift an Tausende gegeben:/Sie welkten hin, ich muss erleben, dass man die frechen Mörder lobt“.

Solche Sätze sind hoffentlich eindeutig genug, um vor einer vorschnellen Aktualisierung anderer Sätze aus Faustens Mund zu schützen, die in Corona-Zeiten allzu gern leichtfertige Anschlussfähigkeit vortäuschen wie in diesem Fall: „Was man nicht weiß, das eben braucht man/und was man weiß, kann man nicht brauchen“. Diese Sätze sind primär gegen Wagner und seinen naiven Wissenschaftsoptimismus gerichtet, der solch „grillenhafte Stunden“ ,wie sie Faust kennt, mit „Geistesfreuden/von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt“ erfolgreich vertreiben zu können sich rühmt. Dagegen stellt Faust sein „Beten und Fasten“, mit dem er einst „an Hoffnung reich, im Glauben fest, / mit Tränen, Seufzen, Händeringen das Ende jener Pest/vom Herrn des Himmels zu erzwingen (!) dachte...“ Faust verleugnet diesen Herrn des Himmels“ auch „beim lustigen Treiben der Bauernsleut vor dem Tor“ nicht; er weiß und sagt es sich auch selbst mit bewegenden Worten, worin diese ausgelassene Freude ihren eigentlichen Grund hat. Ich kann mir zwar Goethes Faust nur schwer vorstellen, wie er mit „Beten und Fasten“ mit Gott gerungen haben will, vergleichbar dem Pater Paneloux aus Albert Camus' „Die Pest“, der mit der (auch heute noch nicht völlig ausgerotteten) Idee eines strafenden Gottes ganze Kirchenräume zu füllen vermochte. Solche obsoleten Gottesbilder kann man Goethes Faust natürlich nicht unterstellen, doch bevor er seinem Vater beim ärztlichen Geschäft zu assistieren begann und sich mit ihm die Rolle des Camus'schen Dr. Rieux teilte, muss auch Faust auf einen Gott gesetzt haben, der, weil er strafen kann, auch verzeihen können muss, will sagen: der anders sein muss als das Pest-oder Corona-Virus, das nicht mit sich verhandeln lässt (so Armin Laschet). Der Gott, dem Faust das Ende der Pest abzwängen will, muss umstimmbare bzw. beeinflussbar sein wie der Gott, mit dem Abraham um die Schonung von Sodom und Gomorra feilscht (so Genesis 18, 16ff.). Doch der Faust auf dem Dorfplatz will mit keinem Gott mehr feilschen, wenn er auch weiß und sich das auch eingesteht, dass das „bunte Gewimmel“ der Leute sich einer Freude verdankt, mit der „sie die Auferstehung des Herrn feiern“ Und er geht noch einen großen und entscheidenden Schritt weiter, indem er das Theologumenon „Auferstehung“ gleichsam in eine säkularisierte Sprache übersetzt, um seinen substanziellen Gehalt auch für „religiös Unmusikalische“ (Max Weber) wie Wagner aus seiner fremdsprachlichen Dunkelkammer herauszuholen.

Mit „übersetzen“ habe ich bereits einen Schlüsselbegriff benutzt, der für Habermas auch in den 2 Bänden eine zentrale Rolle spielt, über die wir hoffentlich bald reden können sowie über die Beziehung zwischen „Glauben und Wissen“, unter welchem gemeinsamen Untertitel Habermas seine 2 Bände thematisch miteinander verknüpft. Doch zurück noch einmal zu Faustens eben erwähnten Übersetzungsvorschlag für die Auferstehungsidee angesichts der allgemeinen Festtagslaune „vor dem Tor“: „Sie feiern die Auferstehung des Herrn;/denn(!) sie sind selber (!) auferstanden“. Und jetzt wird es ganz konkret, woraus „sie selber auferstanden sind“, was Habermas' vermutlich sehr gefallen hätte: „Aus niedriger

Häuser dumpfen Gemächern/aus Handwerks- und Gewerbesbanden/aus dem Druck von Giebeln und Dächern/ aus der Straßen quetschender Enge/aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht/sind sie alle ans Licht gebracht“. Selbst ein Faust, der die Hoffnung, die sich mit Auferstehung traditionell-dogmatisch verbindet, nicht mehr teilen dürfte, versteht zumindest noch die Kraft, die dieser Glaube in der Praxis freizusetzen vermag, wenn man ihn aus seiner Fremdsprache zu übersetzen vermöchte. Faustens Bekenntnis „Hier bin ich Mensch, hier darf ich´s sein!“ beschließt ja nicht zufällig seinen eben zitierten Übersetzungsversuch von Auferstehung und bezeugt damit, dass die Osteridee sich in der Tat auch an religiös Entwöhnte wie Faust zumindest erfolgreich adressieren lässt. Ob das auch gegenüber Leuten heute etwa aus der Tuning-Szene gelingen könnte, die Karfreitag als „Car-Freitag“ feiern, wage ich freilich zu bezweifeln.

Freilich wird Faust mit seinem Übersetzungsversuch noch nicht sogleich Teil der Festgemeinde „vor dem Tor“; das „hier bin ich (!) Mensch“ kann das „sie“ der durchgehend distanzierend-exkludierenden Beschreibungssprache nicht überstimmen: „Sie (!) feiern die Auferstehung des Herrn; sie (!) sind...“. Faust kehrt daher in seine Studierstube nach Hause zurück, um sich an die Übersetzung eines der schwierigsten Texte des NTs zu wagen, an den Prolog des Johannesevangeliums. Dessen These, dass am Anfang das Wort war, überzeugt ihn nicht, weshalb er „das Wort“ durch „die Tat“ ersetzt, womit Goethe natürlich nur eine Vorlage schuf, die andere Denker zum Widerspruch herausfordern musste wie z.B. Sloterdijk (woran Sie sich vielleicht noch erinnern, ich habe ihn oft in Vorlesungen genüsslich zitiert): „Nicht das Wort war am Anfang, sondern das Unbehagen, das nach Worten sucht“. Doch das Unbehagen, das Faust jetzt quält, ist ein bloß akademisches Problem, verglichen mit dem existenziellen Unbehagen, das ihn zur „Phiole“ greifen ließ, um ein Leben mit „holden Schlummersäften“ zu beenden, das in der „Mottenwelt“ von Büchern vergeblich zu finden glaubte, „was ihm fehlt“. Und wieder hat das, was plötzlich „mit Gewalt das Glas von seinem Munde zieht“, mit Ostern zu tun: Es ist ein „Glockenton, der des Osterfestes erste Feierstunde verkündigt“. „Die Botschaft hör ich wohl“– wieder ein vertrautes Bildungszeit, doch mehr als das: Faust hört und kennt die Botschaft, w.h. er weiß noch, dass dieser Glockenton kein bloß schwingendes Metall ist wie die Festesfreude vor dem Tor nicht bloß gute Stimmung anzeigt, sondern eine „Botschaft“ enthält, die heute – ich habe es oft getestet- kaum noch mitgehört, geschweige denn geglaubt wird. Für Faust ist es zwar auch nur eine aus Kindheitstagen erinnerte Botschaft, doch sie ist immer noch stark genug, um ihn „vom letzten, ernstesten Schritt zurückzuhalten“ und „zurück ins Leben zu rufen“: „Die Erde hat mich wieder!“

Zu dieser Erde gehören freilich auch die Wagners, die sich mit Sätzen wie diesen empfehlen (und Menschen wie Faust auf die Nerven gehen): „Zwar weiß ich viel, doch möchte ich alles wissen“. Über sie, die „gierig nach Schätzen“ graben und doch schon froh sind, wenn sie „Regenwürmer“ finden, urteilt Faust zwar hämisch-verächtlich. Doch Faust weiß auch oder wird es bald erfahren, dass diese lästigen Wagners zumindest verlässlich vor Tragödien bewahren, in die Abenteuer führen, die nur Mephistos einfallen können. Doch dahin will ich Sie nicht einladen, Faust zu folgen. Lieber möchte ich Sie abschließend ermuntern, entweder Faust bei seinem Osterspaziergang virtuell anhand des Originaltextes noch einmal zu begleiten oder bei einem eventuell ja möglichen realen Osterspaziergang zu testen, ob es Ihnen gelingt, Faustens undogmatischen Übersetzungsvorschlag für Auferstehung sich zu eigen zu machen, nämlich als subtile Metapher, die das frühlingshafte Erwachen der Natur ebenso mit Auferstehung zu verbinden vermag wie das eigene Aufstehen aus Enge und

Dunkel in lichte Weite. Dann hätte auch Sie- ähnlich wie Faust- „die Erde wieder“; und vielleicht sogar der Himmel, der ja nicht nur in „Mondnächten“ „die Erde still küssen“ kann.

Das steht zwar nicht mehr bei Goethe, sondern– wie Sie vermuten werden- bei Eichendorff. Dass Sie es dennoch erleben mögen, das wünsche ich Ihnen sehr! Und bleiben Sie gesund!

Ihr Josef Kopperschmidt

(Im März 2021)